

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 25 (1945)
Heft: 4

Buchbesprechung: Einzelbesprechungen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Reformation? Hatte diese nicht immerhin der ganzen Sache einen solchen Dämpfer aufgesetzt, daß die frühere Auflösung aller sittlichen und sozialen Verhältnisse nicht mehr drohte? Solche und viele andere Fragen stellen sich und möchten einmal beantwortet werden. Die Reformation steht im Zusammenhang der ganzen Schweizergeschichte, die wir heute überblicken, und ihre Erforschung ist ohne Zweifel, wie alle Arbeit an unserer vaterländischen Geschichte, patriotische Tat, unentbehrlich für unsere Existenz, die immer eine geschichtliche ist.

Einzelbesprechungen — Comptes rendus

MARTIN NINCK, *Die Entdeckung von Europa durch die Griechen*. 287 S., Benno Schwabe Verlag, Basel 1945.

Der Titel des hier anzuzeigenden Buches mag zunächst paradox klingen. Entdeckung Europas? Mußte Europa durch die Griechen entdeckt werden? Liegt Griechenland nicht in Europa? Nun, dazu ist zunächst zu sagen, daß einmal weite Räume des eigentlichen Europa im wörtlichen Sinne des Wortes wirklich erst für die Kulturwelt entdeckt werden mußten, daß ferner vielfach die antiken Griechen sich selber nicht zu Europa rechneten sowenig, wie es die heutigen Griechen tun, und daß drittens der Verfasser «entdecken» nicht im wörtlichsten Sinne des Neuauffindens noch unbekannter Länder meint, sondern im Sinne des inneren Entdeckens, des Erkennens und geistigen Aufhellens der Natur und des Wesens Europas und seiner Völker. Diese geistige Leistung kommt als ersten und im Altertum einzigen den Griechen zu. Man muß diese Zielsetzung des Verfassers im Auge haben, um Inhalt, Anlage und Grenzen des Buches zu verstehen. Ninck bespricht zunächst die Entstehung und Bedeutung des Namens Europa, das sprachlich wohl die «Dunkle» bedeutet und die Erde schlechthin meint. Als Ursprungsgebiet des Namens betrachtet Ninck nach dem Vorkommen in Orts- und kultischen Namen das Gebiet von Mittelgriechenland bis Makedonien. Hier muß ich sofort einen Widerspruch anmelden. Es scheint mir bedenklich, nicht zu trennen zwischen der Verwendung des Namens als wirklichen Ortsnamens und als Kultnamen für Nymphen und andere göttliche Wesen einschließlich reiner Stammbaumheroen. Als Ortsname kommt Europos nur in Makedonien und Thessalien vor, und der Verfasser hat gar nicht beachtet, daß Herodot z. B. an einigen Stellen unter Europa nur die nördlichen Gebiete (Makedonien-Thrakien) versteht im Gegensatz zu Hellas, und das gleiche meint sicherlich noch Theopomp, wenn er Philipp II. den größten Mann nennt, den Europa je hervorgebracht habe; denn daß er ihn über alle Großen seines eigenen Volkes stellen wollen, ist ganz unwahrscheinlich. Anderes weist in die gleiche Richtung, und ich bin überzeugt, daß «Europa» als geographischer Begriff für die Griechen ursprünglich nur die

Länder nördlich von Hellas ohne dieses bedeutete. Daß die Verwendung des Namens als Bezeichnung von Gottheiten wahrscheinlich ursprünglich in Dodona zu Hause ist, womit wir in die gleiche Gegend wie oben kämen, dafür stehen beachtliche Hinweise im Artikel Europa der Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Das nächste Kapitel gibt eine gute Darstellung des Werdens des allgemeinen Weltbildes der griechischen Wissenschaft von der Vorstellung der Erdscheibe bis zu der großartigen, zuerst erschlossenen und dann bewiesenen Erkenntnis der Kugelgestalt der Erde und ihrer ungefähren Größe. Hier sind die Hauptetappen dieses wissenschaftlichen Entdeckungsweges klar und scharf herausgearbeitet und in ihrer Bedeutung vorzüglich gewürdigt. Erst dann kommt Ninck zu seinem eigentlichen Thema, der Entdeckungsgeschichte Europas, das er in fünf geographische Kapitel einteilt, Osten (d. h. Südrußland), Griechenland, Italien, Westen (d. h. Spanien) und Norden.

In diesen Kapiteln liegt das Schwergewicht der Darstellung im Sinne des oben betonten Sinnes des «Entdeckens» auf der wörtlichen Mitteilung längerer Auszüge in deutscher Übersetzung aus den Werken bzw. Fragmenten derjenigen griechischen Schriftsteller, die die wichtigsten Beschreibungen der behandelten Länder, ihrer Völker und Kulturen gegeben haben. Damit wird in der Tat am besten klar, wie griechischer Geist und Beobachtungsgabe das Wesen fremder Länder und Völker erfaßt und zu zum Teil großartigen Bildern gestaltet hat. Es handelt sich in erster Linie um Herodot, Timaios, Polybios und Poseidonios, für Griechenland selber kommt besonders hinzu ein längerer Auszug aus der köstlichen anonymen Beschreibung Mittel- und Nordgriechenlands hellenistischer Zeit, die unter dem Namen Herakleides geht, für den Norden selbstverständlich eine gute Behandlung der Entdeckungsfahrt des Pytheas, dem die besondere Liebe des Verfassers gilt. Eingebettet sind diese Auszüge in eine allgemeine Skizze der antiken Verhältnisse der betreffenden Länder und ihrer Entdeckung durch die Griechen und eingeleitet durch fein empfundene und prägnante Charakteristiken der wichtigsten behandelten Schriftsteller. Bei den Skythen einerseits und Spanien andererseits werden die antiken Beschreibungen ergänzt durch eine Schilderung der Ergebnisse, die die moderne Archäologie über die Kulturen dieser Völker gewonnen hat.

Was der Verfasser bringt, ist sicher gut und ausgezeichnet geschrieben, auch getragen von guter Quellen- und Literaturkenntnis, aber es darf auch nicht verschwiegen werden, was der Verfasser nicht bringt. Denn das, was man nach dem Titel eigentlich zuerst erwartet, ist das Buch nicht, nämlich keine Entdeckungsgeschichte Europas durch die Griechen. Die Fragen nach dem Umfang der geographischen Kenntnisse der Griechen von Europa in den verschiedenen Zeiten ihrer Geschichte werden gar nicht gestellt, und irgendwelche Probleme, die mit dem langsamen Wachsen und Klarerwerden des geographischen Bildes von Europa zusammenhängen, überhaupt nicht angeschnitten. Alle diese Probleme stellt sich der Verfasser gar nicht und

trägt daher zu ihrer Lösung auch nichts bei. Nur gelegentlich werden solche Dinge kurz berührt, und nur bei der Behandlung der Fahrt des Pytheas stehen sie im Vordergrund, da diese Fahrt eben eine eigentliche Entdeckungsfahrt gewesen ist. Diese Geschichte könnte ja auch niemals mit Beschränkung auf die Griechen geschrieben werden, da die wirklichen Entdecker des eigentlichen Europa die römischen Legionen und nicht die griechischen Gelehrten waren. Hier auf Einzelheiten hinzuweisen, hat keinen Sinn, wo das Ganze fehlt.

Es sei mir gestattet, noch einige Einzelheiten und Irrtümer zu berichtigen. S. 126. Daß der späte Ptolemäus die zu seiner Zeit längst verschollenen Issedonen auf seiner Karte etwa in Turkestan unterbringt, ist recht gleichgültig und sicher falsch; sie können kaum anderswo als am Ural gewohnt haben. Zu dieser Frage sei außer auf den Artikel der Realencyklopädie noch verwiesen auf A. Herrmann, *Das Land der Seide und Tibet im Lichte der Antike*, Leipzig 1938 und J. Junge, *Sakastudien*, Leipzig 1939 (vor dessen zweitem Teil allerdings nicht dringend genug gewarnt werden kann). S. 136. Für den homerischen Schiffskatalog sei aufmerksam gemacht auf Viktor Burr, *Neon katalogos*, Leipzig 1944. S. 141. Daß die Dorer aus Mittelgriechenland allmählich in den Peloponnes einwanderten, ist nach ihrer geographischen Verteilung sicher unrichtig; für das Richtige siehe besonders Hammond, *Annual of the British School of Athens* XXXII, 1931/32, 131 ff. S. 150. Daß Chalkis seit 506 v. Chr. athenisch gewesen sein soll, ist unrichtig; die damalige Besetzung durch attische Kolonisten dauerte nur wenige Jahre, und auch später war Chalkis abgesehen von seiner Zugehörigkeit zum ersten Seebund selbständig. Weder war das Odeion in Athen rund noch lag das Theater «nicht weit davon ... weiter östlich», sondern das etwa quadratische Odeion liegt unmittelbar östlich anstoßend am Dionysostheater. S. 155 f. Die geographische Literatur über Griechenland ist zu ungünstig beurteilt; auch die kümmerlichen Fragmente bei Strabo zeigen noch, daß die Homererklärer Demetrios von Skepsis und Apollodor vielfach scharf beobachtete und ausgezeichnete Schilderungen von Örtlichkeiten gaben, die auch in ihrer Kürze den Charakteristiken des Anonymus nicht nachstanden. S. 157 ff. Bei Italien hätte auf das Buch von E. Wikén, *Die Kunde der Hellenen von dem Lande und den Völkern der Apenninhalbinsel bis 300 v. Chr.*, Lund 1937, hingewiesen werden sollen. S. 166. Daß man in Populonia «Vogelbilder» aus Eisen machte, ist ganz unglaublich; Ninck hätte in einer modernen kritischen Diodorausgabe sehen können, daß der Text an der Stelle längst evident in «Waffen» emendiert ist. S. 178. In einem Buch wie diesem die Illyrierhypothese zu lesen, selbst mit den Verbesserungen Kretschmers daran, ist sehr bedenklich, da der allgemeine Leser nicht gut wissen kann, auf wie außerordentlich schwachen Füßen dieses Hypothesengebäude steht. S. 179. Die durchsichtige etymologische Spielerei, Vienna an der Rhone vom kretischen Biennos abzuleiten, die ja ohnehin erst möglich war, seitdem man griechisch B wie V sprach, hätte

der Verfasser nicht übernehmen sollen. Daß Avignon und Cavaillon massaliotische Kolonien gewesen sein sollen, ist nirgends überliefert und sicher nicht richtig. S. 180. Daß die punische Namensform Tarsis gewesen sein soll, ist ein merkwürdiges Mißverständnis einer richtigen Bemerkung Schultens in seinem Tartessosbuch. Polybios und andere Stellen bezeugen vielmehr, daß auch die Karthager wie selbstverständlich die orientalische Form Tarsisch verwandten statt der griechischen Tartessos, aber nicht daß sie Tarsis statt Tarsisch sprachen. So etwas kann Polybios überhaupt nicht bezeugen, da weder die klassische griechische noch die lateinische Schrift imstande waren, ein sch auszudrücken. S. 182. Daß die Karthager Gades zerstört haben sollen, steht nirgends und ist so gut wie sicher nicht richtig. S. 187. Ob es ein Volk der Lemeniker gegeben hat, wissen wir nicht; der Name des Lemenicus pagus (wenn wirklich so zu lesen ist!) ist vom Namen des Sees abgeleitet, nicht umgekehrt. Heuberger, Mitt. d. österr. Instituts f. Geschichtsforschung 52, 1938, 148 ff., hat aber wohl gezeigt, daß die «Rhonequelle» Aviens die Perte du Rhone ist und die genannten Völker nicht im Wallis, sondern an der mittleren Rhone zu suchen sind.

Alles in allem also eine wohl kenntnisreiche, ausgezeichnet geschriebene, im guten Sinne populäre Darstellung der Hauptleistungen der griechischen Geographie und besonders Ethnographie in Beziehung auf Europa, aber keine selbständige Förderung wissenschaftlicher Probleme und keine antike Entdeckungsgeschichte Europas. Dem Buch sind eine ganze Reihe Abbildungen beigegeben, teils archäologische Funde der näher behandelten Kulturen, teils Kartenskizzen zur antiken Geographie.

Zürich.

Ernst Meyer.

RUDOLF HENGGELE, *Familienkunde*. Eine Einführung in die Familienforschung für Schule und Haus. Benziger Verlag, Einsiedeln/Zürich. Fr. 2.60.

Ein ausgezeichnetes Büchlein, in dem man auf jeder Seite den erfahrenen Praktiker herausfühlt. Es behandelt gemeinverständlich, wo und wie der angehende Familienforscher die Träger seines Namens finden kann und wie das Gefundene in Stammbaum, Ahnentafel und Familiengeschichte zu verarbeiten ist; dazu wird über Familiennamen und Familienwappen das Notwendigste mitgeteilt. Die letzten 16 Seiten geben eine vorzügliche Bibliographie, die auch dem Leser, der sich der genealogischen Kinderschuhe längst entwachsen glaubt, unerwartet gute Dienste leisten kann. Die schönen Bilderbeispiele von Stammbaum und Ahnentafel stammen von Paul Boesch.

Montreux.

D. L. Galbreath.

FRIEDRICH PIETH, *Bündner Geschichte*. Verlag F. Schuler, Chur, 1945, XV + 638 S. und drei Karten.

C. v. Moor's Geschichte von Currätien aus den Jahren 1870—1874 ist vergriffen und war längst veraltet. P. C. Planta's geistreiches Alterswerk,

die Geschichte von Graubünden, vom Jahr 1892, ist zwar bis 1913 in neueren Auflagen erschienen, führte aber, wohl grundsätzlich, nicht über das Jahr 1803 hinaus, welches der eigenen Geschichte Graubündens durch das Aufgehen in der Eidgenossenschaft ein Ende gesetzt hat. 1902 hatte der Große Rat des Kantons dem Historiker J. C. Muoth den Auftrag zur Abfassung einer neuen Bündnergeschichte erteilt; aber Muoth starb schon über den Anfängen dieser Arbeit. Inzwischen sind durch einheimische wie durch fremde Forscher so zahlreiche Einzel-Untersuchungen durchgeführt und so große neue Forschungsgebiete wie die bündnerische Prähistorie, insbesondere die Räterfrage, überhaupt erst recht an die Hand genommen worden, daß die Zeit für eine neue Gesamtdarstellung mehr als reif war. Es war auch unumgänglich, daß endlich die Zeit seit 1803, die Geschichte des eidgenössischen Kantons Graubünden, eine zusammenhängende Schilderung erfuhr; darüber gab es nur die zwei gedruckten Vorträge von F. Manatschal in dem Sammelband «Die Bündner Geschichte in elf Vorträgen» von 1911.

Nun hat F. Pieth im Auftrag der historisch-antiquarischen Gesellschaft und des Regierungsrates von Graubünden die Bündnergeschichte für unsere Generation geschrieben, aus überlegener Beherrschung aller Spezialstudien und auf weite Strecken aus der Fülle seines eigenen Forschungswerkes heraus: Die Darstellung reicht von den prähistorischen Anfängen bis in die Zeit des ersten Weltkrieges. Die Aufgabe hatte gelautet, ein Volksbuch zu schreiben und doch wissenschaftliche Zuverlässigkeit und Haltung zu wahren. Wie oft solche Doppelaufträge mißlingen, lehrt mehr als eine der neuen Kantonsgeschichten. Pieth aber hat seinen Auftrag glänzend gemeistert. Er gliedert klar und natürlich; er erzählt in kurzen sauberen Sätzen, und seine Erzählung wirkt trotz der Kürze, die einer einbändigen Darstellung geboten ist, fast immer anschaulich. Strittige Fragen wurden, dem Buchzweck entsprechend, weggelassen; die Anmerkungen enthalten aber die Hinweise. Der wissenschaftliche Apparat füllt mit den sehr zahlreichen Anmerkungen, einem umfassenden Literaturverzeichnis, Personen-, Orts- und Sachregister, sowie drei neu gezeichneten historischen Karten einen Anhang von beinahe 100 Seiten. Die Register und Karten stammen von Mitarbeitern.

Wenn man die dramatisch bewegte Geschichte des alten Freistaates, der so oft eine Bühne für wahrhaft europäische Entscheidungsszenen gewesen ist, mit dem kleinbürgerlichen Schauspiel vergleicht, das der eidgenössische Kanton im 19. Jahrhundert gewährt, möchte man es ein wenig bedauern, daß für letzteres mehr als ein Drittel des verfügbaren Raumes verwendet wurde; die Intensität der Darstellung nimmt deshalb gegen den Schluß hin ab. Dennoch wird man dem Verfasser für diese erstmalige gut geordnete Dokumentation der Entwicklung im 19. Jahrhundert Dank wissen. — Auffallen wird vielleicht, daß nichts über die Entstehung der außer Chur einzigen Städtchen Bündens, Ilanz und Maienfeld, gesagt wird; mehr als Vermutungen zu äußern wäre allerdings kaum möglich. — Die früheren

Gesamtdarstellungen haben nur die politische und die Rechtsgeschichte systematisch berücksichtigt. Pieth hingegen war der Erkenntnis aufgeschlossen, daß man einem so ausgeprägten kulturellen Vermittlungs- und Mischungslande nur mit Einbeziehung der wirtschaftlichen, sozialen und ganz besonders der geistigen und künstlerischen Entwicklung gerecht werden kann. So kurz die betreffenden Kapitel sind, so wertvoll sind sie doch. — Die meisten ungelösten Fragen der Bündnergeschichte stellt immer noch das Mittelalter. Pieths Werk ist erschienen, bevor das erwartete neue Bündner Urkundenbuch verfügbar ist. Es bleibt abzuwarten, ob dessen Erscheinen bedeutende neue Aspekte der mittelalterlichen Geschichte Rätians zeigen kann.

St. Gallen.

Ernst Kind.

HEKTOR AMMANN, *Der Bezirk Aarau. Heimatgeschichte und Wirtschaft*. Verlag H. A. Bosch, Zürich 1945. 144 S. 4^o.

Im letzten Jahrzehnt, besonders zum Bundesjubiläum von 1941, sind eine Reihe pompöser Verlagswerke herausgegeben worden, die sich an einen vaterlandsbegeisterten, wenig kritischen Leserkreis wandten und der schweizerischen Geschichtschreibung kaum viel Ehre oder Gewinn brachten. Umso mehr begrüßt es der Historiker, wenn in neuester Zeit sich ein Verlag die Förderung der Ortsgeschichte zur Aufgabe setzt und seine Publikationen durch das Anfügen eines zweiten, von den Firmen des betreffenden Gebietes bestrittenen Teils zu finanzieren sucht. In dieser Art hat der Verlag H. A. Bosch Chroniken einer Reihe zürcherischer Bezirke veröffentlicht, deren Titel wohl nicht recht zum Inhalt passen will, zu denen aber Paul Kläui in knapper, solider Form den geschichtlichen Teil schrieb.

Aus dem Aargau folgt nun der stattliche, mit Illustrationen, Plänen und Kartenskizzen vorzüglich ausgestattete Band des Bezirks Aarau, der unter Vermeidung des Titels Chronik auf 140 Seiten im ersten Teil von Hektor Ammann eine sehr lesbar geschriebene, wissenschaftlich wohl fundierte Monographie einer kleinen, in ihren Lebensformen bis ins Einzelne faßbaren Wirtschaftseinheit bringt. Der besonderen Studienrichtung des Verfassers entsprechend erfährt darin das Wirtschaftsleben eine sorgfältige, in die großen Zusammenhänge eingebaute Darstellung. Aber auch alle andern Erscheinungen des politischen, rechtlichen und kulturellen Lebens sind in überlegener Weise zu einem wohl geformten Bilde gestaltet.

Ein erster Teil schildert die natürlichen Grundlagen des Bezirks und dessen Schicksale von der Urzeit bis zur Gegenwart. Die Entwicklung der Bevölkerung wird anhand der bernischen Feuerstättenzählungen von 1558 an statistisch erfaßt. Den zweiten Teil füllt die Geschichte der Stadt Aarau, einer Gründung der Kiburger um 1240, die unter Habsburg und seit 1415 unter Bern sich mancher Freiheiten erfreute und an den kriegerischen Auseinandersetzungen der Eidgenossen aktiven Anteil hatte. Am wirtschaftlichen und geistigen Leben der Jahrhunderte nach der Reformation ist bemerkenswert, daß Aarau gemäß der damaligen Berner Politik wiederholt Glaubens-

flüchtligen Asyl gewährte. Von 1685 bis 1699 beherbergte die Stadt eine ganze Hugenottengemeinde. Sie bot übrigens auch während der Restauration und Regeneration politischen Flüchtlingen, zum Teil solchen mit berühmten Namen, freigebig Unterschlupf. Die Rolle Aaraus im Kampfe um die demokratische Ausgestaltung der Eidgenossenschaft, die Entwicklung der Industrie der letzten 100 Jahre, durch die die Stadt Mittelpunkt einer Wirtschaftseinheit von 30 000 Seelen geworden ist, beschließen diesen Teil, dem im dritten Abschnitt eine ebenso gut fundierte Übersicht der Landgemeinden folgt, wobei eine Fülle neuer Erkenntnisse und Zusammenhänge aufgedeckt werden.

Nach ihrer Anlage und Problemstellung darf diese Arbeit von H. Ammann als Muster einer heimatgeschichtlichen Monographie gewertet werden. Man möchte wünschen, daß es dem Verlage gelingt, auch die weiteren Bände der Serie auf derselben hohen Warte zu halten.

Baden.

Otto Mittler.

GERHARD BERSU, *Das Wittnauer Horn*. Basel 1945, Verlag Birkhäuser & Cie. 118 S. 40.

OTTO TSCHUMI, *Burgunder, Alamannen und Langobarden in der Schweiz auf Grund der Funde im Historischen Museum Bern*. Bern 1945, K. J. Wyss Erben A.-G. 267 S.

Im Rahmen dieser Zeitschrift kommt die Arbeit der urgeschichtlichen Forschung nur soweit in Frage, wie sie das Bild der geschichtlichen Entwicklung unseres Landes in wesentlichen Zügen fördert. Im übrigen hat ja die unendlich mannigfaltige urgeschichtliche Forschung eigene Organe genug. Die Geschichtsforschung im engeren Sinne wird aber gut tun, die wesentlichen Schritte der urgeschichtlichen Sonderforschung genau zu verfolgen und zur Überprüfung des eigenen wissenschaftlichen Standpunktes zu verwenden. So müssen hier auch jene urgeschichtlichen Arbeiten von erheblicher Bedeutung, die wirklich aus dem historischen und nicht nur dem antiquarischen Interesse hervor gegangen sind, verzeichnet werden. Zwei derartige Neuerscheinungen liegen heute vor.

Gerhard Bersu berichtet in einem stattlichen Bande, dem vierten der Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, über die 1934 unternommene Ausgrabung einer frühgeschichtlichen und römischen Befestigung und Siedlung auf dem Horn oberhalb Wittnau im aargauischen Fricktal. Die damalige Grabung war nach Zielsetzung, nach dem Umfang der eingesetzten Mittel und Arbeitskräfte die erste ihrer Art in der Schweiz; die Arbeitslosigkeit hatte die Möglichkeit zum Einsatz eines archäologischen Arbeitsdienstes gegeben, die seither in der Schweiz bis zum neuen Kriege mit großem Erfolg weitergeführt worden ist. Daß die wissenschaftliche Rechenschaft über dieses Unternehmen trotz größter persönlicher und sachlicher Schwierigkeiten nach einem Jahrzehnt doch noch erscheinen konnte, ist das Verdienst von Prof. Dr. Laur in Basel. Das Werk gibt nun über das wissenschaftliche

Ergebnis des großen Unternehmens mit musterhafter Genauigkeit und Klarheit Auskunft. Text, Pläne und Tafeln geben eine eindrucksvolle Darstellung davon, mit welcher Umsicht und Gründlichkeit die urgeschichtliche Forschung heute vorgeht. Das Hauptergebnis liegt im Nachweis einer bronzezeitlichen und hallstattzeitlichen Befestigung und Siedlung aus der Zeit um 850 bis 500 vor Christi auf diesem heute abgelegenen und vom Wald überwachsenen Sporn des Tafeljura. Der Anfang zur Kenntnis einer zweifellos ausgebreiteten Landsiedlung in der Zeit, die wir bisher als Pfahlbauzeit kannten, ist damit gemacht und hat seither bereits eine Bestätigung an andern Stellen gefunden. Auf die zahllosen Aufschlüsse zur Kultur jener Zeit sei hier nur verwiesen. In zweiter Linie ist eine Wiederbefestigung und vorübergehende Besiedlung des Horns in den unruhigen Abschnitten der spätern Römerzeit unseres Landes nachgewiesen worden, die auf die Verhältnisse an der Nordgrenze der Schweiz in den Jahrhunderten des germanischen Drucks neues Licht wirft. Insgesamt haben wir es hier mit einer so aufschlußreichen und wohl gelungenen Unternehmung zu tun, daß sie nachdrücklich dazu auffordert, die von der Urgeschichtsforschung erworbenen Kenntnisse und Methoden auch für die planmäßige Aufhellung der dunkeln Zeiten des Mittelalters in ähnlicher Weise und mit ähnlicher Gewissenhaftigkeit einzusetzen.

Völlig in unsere «historischen» Zeiten führt die Arbeit von Prof. Tschumi. Sie bildet die Zusammenfassung einer durch sechs Jahre hindurch im Jahrbuch des Historischen Museums Bern erschienenen Aufsatzreihe, die die Funde der Völkerwanderungszeit im Kanton Bern einheitlich untersucht. Angeregt durch die großen Arbeiten von Zeiß über Westgoten und Burgunder, Veeck über die Alemannen in Württemberg und Werner über die Münzdatierung der Grabfelder im Ostfrankenreich ist die archäologische Forschung über die Völkerwanderungszeit in den letzten Jahren mächtig vorwärts geschritten. Sie hat zur Erkenntnis geführt, daß nur eine Heranziehung des gesamten Fundmaterials, dessen sorgfältige Vergleichung und möglichste Datierung zu sichern neuen Ergebnissen führen kann. Diese Ergebnisse sind von wesentlicher Bedeutung für das gesamte Bild jener Zeit, in der das Siedlungsbild unseres Landes geformt wurde. So hat nun auch Prof. Tschumi seinem Katalog der völkerwanderungszeitlichen Funde im Bernischen Museum und seiner genauen Besprechung der zahlreichen Fundstätten einen allgemeinen Teil nachfolgen lassen, der unserm Bild der Kulturentwicklung im alamannischen und burgundischen Teil der Schweiz wesentliche neue Züge einfügt. Die Arbeit ist damit auch für den Historiker von wesentlichem Interesse, wenn sie auch ihrer ganzen Art nach einer Reihe ähnlicher Bausteine für andere Landesteile ruft, um das Gefundene auf breiterem Boden zu überprüfen.

A a r a u.

H e k t o r A m m a n n.

ELIGIO POMETTA, *Le origini più remote della Svizzera. Le Case dei pagani ed i Mori nelle Alpi. I Valser.* Mendrisio 1945, 62 S.

Wie der Untertitel zutreffend sagt, befaßt sich die Schrift mit der Invasion der Sarazenen und der Ansiedlung der Walser in den Alpen. Der Verfasser geht aus von der Verbreitung der Felsenburgen, die er als Stützpunkte der Sarazenen erklärt. Sie wären nach ihm in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts auf Betreiben König Hugos gegen den über die Alpen geflüchteten Berengar von Ivrea errichtet worden. Seit dem Ende des 10. Jahrhunderts aber wären sie durch die Walser verdrängt worden, deren Siedlungsgebiet viel ausgedehnter gewesen sein müßte, als heute bekannt ist. Diese Thesen, sowohl wie die Ausführungen über einzelne Fragen der Walserwanderung können jedoch keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben und kommen für eine ernsthafte Behandlung der Siedlungsfrage in den Alpen nicht in Betracht.

Frauenfeld.

Elisabeth Meyer-Marthaler.

HEKTOR AMMANN, *Alt-Aarau*, 2. vermehrte Auflage, Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 140 S.

Elf Jahre sind seit der ersten Auflage von Hektor Ammanns *Alt-Aarau* (1933) verflossen. Es ist schon an und für sich ein gutes Zeichen, daß eine neue Auflage notwendig geworden ist. Trotz den Kriegszeiten haben es der Autor und der Verlag gewagt, die zweite herauszugeben. Ammann benützte die Gelegenheit, um die Schrift zu verbessern und sie in Einklang mit dem heutigen Stande der Forschung zu bringen. Allein schon ein Vergleich der Bibliographie der ersten Auflage mit derjenigen der zweiten zeigt, welchen Fortschritt die Forschung in diesen elf Jahren gemacht hat, wobei ja unser Autor selbst mit seinen Studien bestimmend beteiligt ist. So hat denn Ammann da oder dort das Bild der aufeinanderfolgenden Jahrhunderte schärfer gezeichnet.

Im übrigen dürfen an dieser Stelle die Vorzüge von Ammanns Darstellung hervorgehoben werden. Er sieht die Kleinstadt Aarau nie für sich allein, sondern immer im Zusammenhang der mannigfaltigen Einflüsse der verschiedenen Lebensbezirke. Aarau ist auf jeder Seite ein Ergebnis der örtlichen Lage, der nähern und weitem Umwelt politischer, wirtschaftlicher und geistig-kultureller Kräfte, gestaltet im und durch den Geist der Jahrhunderte. Alles findet seinen Niederschlag in der baulichen Anlage und fortlaufenden Umwandlung des Grund- und Aufrisses der Stadt Aarau. So werden uns die scheinbar toten Gebäulichkeiten zu sprechenden Zeugen einer typisch kleinschweizerischen Stadtgeschichte, die vor mehr als hundert Jahren einen besonders stolzen Platz in der eidgenössischen Geschichte einnahm.

Solothurn.

Bruno Amiet.

HENRI NAEF, *Montsalvan. Une famille et son château*. Edité par le Heimatschutz de la Gruyère. Fribourg, 1945, 72 p., 8°, ill.

Pour beaucoup de Suisses, le nom de Montsalvan n'évoquait jusqu'ici qu'un lac artificiel créé dans la Gruyère par les Entreprises électriques fribourgeoises. Maintenant, grâce à l'initiative d'un groupe du *Heimatschutz*, grâce aux efforts d'un historien, Mr. Henri Naef, les murailles du donjon de Montsalvan ont été dégagées de l'épaisseur des forêts qui les recouvraient, le château de Montsalvan a son histoire écrite, la famille de ce nom a retrouvé sa place dans l'arbre généalogique des comtes de Gruyère.

Sans quitter la route, les touristes qui gravissent la montée de Bataille ont désormais le plaisir de contempler les ruines d'une forteresse qui fut autrefois un puissant verrou opposé par les sires de Gruyère aux ennemis qui pouvaient surgir de l'est. Au XII^{me} siècle, date de la construction du donjon, le val de Charmey n'appartenait pas aux Gruyère; il était une possession des nobles de Corbières qui pratiquaient une politique souvent contraire à celle des comtes. Et ceux-ci devaient se prémunir aussi contre des ennemis plus éloignés que les Corbières, contre des envahisseurs possibles qui, après avoir traversé le Bruch, les Naeschels ou le col de Tirbouchon, viendraient attaquer le comté dans sa partie orientale.

Cette forteresse, érigée par Pierre de Gruyère — le fils d'un cadet de la famille comtale et de Juliane de Glâne — ne servit pas souvent de résidence à ses propriétaires. Le séjour au château de Montsalvan, qui faisait face au bourg de Gruyère, avec lequel on pouvait, en cas de danger, correspondre par signaux, manquait sans doute de confort. Délaissant leur citadelle, les Montsalvan du XIV^{me} siècle logèrent à Broc, où ils bâtirent, au bord de la Sarine, le *château d'en bas*.

La seigneurie, qui comprenait Montsalvan, Châtel et Broc, était administrée par un châtelain et un banneret. Au XVI^{me} siècle, ces fonctionnaires quittèrent, eux aussi, Montsalvan; et ils allèrent siéger à Broc, où ils restèrent jusqu'à la ruine du comte Michel.

Devenu propriétaire de Montsalvan en 1555, le gouvernement de Fribourg remit parfois en état le donjon vide et désormais sans attribution; mais il le fit si mollement que le château finit par n'être plus qu'une ruine.

En 1829, un habitant de Châtel-Crésuz, Jean Caille, voulut acheter le terrain et les murailles de Montsalvan; sa demande fut écartée. La commune de Broc se proposa alors comme acquéreur. Des pourparlers furent engagés. Ils n'aboutirent qu'en 1864, l'année où le Conseil d'Etat céda aux Brocois, pour le prix modeste de 500 francs, «une pièce de terre et les ruines du château de Montsalvan». C'était bon marché, sans aucun doute. Mais, comme le fait remarquer l'historien de Montsalvan, nul ne sut «se montrer plus respectueux du site que l'actuel propriétaire. Broc conserve en vénération les restes d'une forteresse dont il avait jadis reçu la garde et ses autorités ne cessent de témoigner leur bienveillant intérêt aux travaux entrepris aujourd'hui».

L'exploration méthodique des ruines a commencé en 1942 et elle se poursuit actuellement.

Fribourg.

Jeanne Niquille.

ADOLF NIETHAMMER, *Das Vormauernsystem an der eidgenössischen Nordgrenze*. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, hg. von E. Bonjour, W. Kaegi, F. Stähelin, Bd. 13. Basel 1944.

Paul Schweizers «Geschichte der schweizerischen Neutralität» gehört zu den gründlichsten und bestdokumentierten Monographien, die Teilproblemen unserer Landesgeschichte gewidmet worden sind. Doch hat Paul Schweizer selber darauf hingewiesen, daß Raum genug für weitere Untersuchungen einzelner Episoden der Neutralitätsgeschichte übrigbleibe. Seit dem Erscheinen seines Buches im Jahre 1895 sind denn auch eine stattliche Zahl von Arbeiten erschienen, die weiteres Licht auf die verschiedensten Stadien warfen, die die Neutralität im Laufe der Jahrhunderte durchlaufen hat. Der Wert dieser Ergänzungen ist umso größer, je mehr sich die Forscher bemühen, wirklich neue Quellen heranzuziehen. Paul Schweizer selbst baute sein Werk vor allem auf dem reichen Material des Zürcher Staatsarchives und der Eidgenössischen Abschiede auf. Wie reichen, zusätzlichen Aufschluß Korrespondenzen und Akten einer Grenzstadt wie Schaffhausen bieten können, zeigt ein jüngst erschienener Aufsatz von Ernst Steinemann über die Neutralitäts- und Wirtschaftspolitik der Stadt Schaffhausen zur Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges (Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 1944, S. 136—175). Steinemann berührte dabei auch das Problem der «eidgenössischen Vormauern», das nun Adolf Niethammer zum Thema einer umfangreichen Untersuchung gemacht hat.

Niethammer erwähnt einleitend, daß schon Paul Schweizer sich mit der Ausdehnung der schweizerischen Neutralität über die Landesgrenzen hinaus befaßt habe; aber «Schweizer ahnt bloß die Bedeutung dieser Neutralisationsbestrebungen und deutet die gewaltige Arbeit der Tagsatzung nur an». In Wirklichkeit findet sich in Paul Schweizers Buch S. 144—156 unter dem Titel «Die Ausdehnung der eidgenössischen Neutralität über die Landesgrenzen hinaus» eine Übersicht, in der alles Wesentliche gesagt ist, und in der gezeigt wird, wie die eidgenössische Politik in Kriegszeiten die Gesamtneutralität durch Neutralisierung der um ihre Grenzen gelegenen Gebiete (Vormauern) zu stützen suchte. Auf die einzelnen Episoden dieser sogenannten Vormauernpolitik kommt Schweizer jeweils im Zusammenhang mit der großen Neutralitätspolitik zurück.

Diesen Versuchen, die eidgenössische Neutralität über die Landesgrenzen auszudehnen, war ein sehr bescheidener Erfolg beschieden, der in keinem Verhältnis steht zur Masse des Aktenmaterials, das die immer wiederkehrenden Verhandlungen hinterlassen haben. Schweizer hat ein durchaus zutreffendes Gesamturteil über die Vormauernpolitik gefällt, indem er feststellte: «So sind jene Bestrebungen nach Ausdehnung der Neutralität,

so wenig erfolgreich sie im ganzen scheinen mögen, doch der Neutralität der Eidgenossenschaft selbst und ihrer Verteidigungsfähigkeit in hohem Grade zugute gekommen und ihre Wirkung bis in die Gegenwart spürbar geblieben». Er weist in diesem Zusammenhang besonders auf Nordsavoyen und das Fricktal hin. Die Bemerkung, Schweizer habe die Bedeutung des Problems bloß geahnt, ist umso unangebrachter, als Niethammers Schlußfolgerungen sich in allem Wesentlichen mit jenen Paul Schweizers decken.

Einige interessante Szenen eidgenössischer Vormauernpolitik sind dem Verfasser entgangen. In einer Anmerkung erwähnt Niethammer eine Zuschrift der rechtsrheinischen Dörfer Herdern, Lienheim und Hohenthengen aus dem Jahre 1814, in der diese den Wunsch äußern, wieder in den eidgenössischen «Neutralitätskreis» aufgenommen zu werden, da sie «seit undenklichen Zeiten zu den ehemaligen acht alten Orten der Schweiz gehörten». Dabei handelt es sich nicht um eine unbestimmte Sehnsucht, wie Niethammer anzunehmen scheint, sondern um die Tatsache, daß es den Eidgenossen gelungen war, nördlich der Kaiserstuhler Rheinbrücke einen Brückenkopf zu bilden, indem sie in den drei Dörfern ihr Mannschaftsrecht durchzusetzen und diese in die Neutralität einzubeziehen vermochten. Die Vormauernpolitik war hier erfolgreich, weil die Eidgenossen dem Bischof von Konstanz, dem Inhaber der Vogtei über jene Dörfer, auf Grund eines Schutzbündnisses den Einschluß in die Neutralität aufzwangen. Ähnlich lagen die Dinge an der Rheinauer Rheinbrücke. Das Kloster Rheinau stand seit 1455 unter eidgenössischer Vogtei. Daraus leiteten die eidgenössischen Orte die Neutralisierung der unter rheinauischem Niedergericht stehenden rechtsrheinischen Dörfer Altenburg und Jestetten ab. Dasselbe geschah mit Kadelburg, das niedergerichtlich zum Chorherrenstift Zurzach gehörte; auch hier setzten die in der Grafschaft Baden regierenden eidgenössischen Orte Mannschaftsrecht und Neutralität durch. Infolge des Versagens der schweizerischen Außenpolitik zwischen 1798 und 1815 sind alle diese Brückenköpfe wieder verlorengegangen.

Wenn es Niethammer nicht gelang, das Thema der Vormauernpolitik in einer Weise zu behandeln, die wirklich als eine Bereicherung der bisherigen Literatur über die Entstehung der eidgenössischen Nordgrenze hätte bezeichnet werden können, so liegt die Hauptursache darin, daß er — abgesehen vom Basler Staatsarchiv — kein ungedrucktes Quellenmaterial heranzog. Eine intensive Ausbeute der Quellen ergäbe etwa über die Bedeutung der Erbeinigung mit Österreich im Rahmen der Neutralitätspolitik ein ganz anderes Bild als das vom Verfasser gezeichnete. Neue Ergebnisse wären ferner über die Zusammenhänge zwischen der Wirtschaftspolitik der eidgenössischen Orte und der Neutralitätspolitik während den europäischen Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts zu erwarten.

Schaffhausen.

Karl Schib.

HELENE GMÜR, *Das Bündnis zwischen Zürich/Bern und Venedig 1615/18*. Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft NF. No. 6. Zürich 1945.

Die Verfasserin stellt am Abschluß ihrer Studie fest, daß das Bündnis den ursprünglich gehegten Hoffnungen nicht entsprach und daß seine Bedeutung im reichen Rahmen der eidgenössischen Bündnispolitik nicht überschätzt werden darf. Trotzdem rechtfertigt sich die eingehende und sehr sorgfältig aufgebaute Arbeit; denn sie gibt reichlich Gelegenheit, die Stellung unseres Landes — im besondern der protestantischen Orte — in jener Zeit nach außen hin zu überprüfen und zugleich auch zu zeigen, daß das Ausland seinen Beziehungen zur Eidgenossenschaft großes Gewicht beimaß.

So liegt denn das Hauptinteresse an dieser Arbeit nicht in der Darstellung des äußeren Ablaufes der Verhandlungen, so aufschlußreich und wohlbelegt auch dieser Teil der Studie erscheint; sondern es sind die prinzipiellen Fragen, die unsere Aufmerksamkeit beanspruchen: Warum sind die Kontrahenten zum Bündnis gekommen, liegt diesem eine tiefere Bedeutung zugrunde und warum kam es eben nicht zur erwarteten Auswirkung? Diese Fragestellung führt zur Skizzierung der besonderen Bedürfnisse der Partner. Auf der einen Seite muß Venedig den drohenden habsburgisch-spanischen Ring durchbrechen und kann dies nur über Graubünden in die nordwärts der Alpen gelegenen Gebiete tun; auf der andern Seite suchen die führenden protestantischen Städte der Eidgenossenschaft immer ein genügend starkes Gegengewicht gegen ihre katholischen Miteidgenossen, die ja seit 1587 im Bündnis mit Spanien einen starken Rückhalt besitzen. Dabei scheint dieses Bündnis als Teil einer größeren Konzeption gedacht gewesen zu sein, da ja Zürich seit dem beginnenden 17. Jahrhundert aus seiner bündnispolitischen Zurückhaltung herausgetreten war und bereits 1609 sein Bündnis mit Baden-Durlach und 1614 seinen Beitritt zum französischen Bündnis vollzogen hatte. Die Frage ist deshalb berechtigt, ob hier von protestantischer Seite nicht eine Politik versucht wurde, deren Ziel in einer allgemeinen Annäherung der kontinentalen Kleinstaaten hätte bestehen sollen. Diese Probleme — hier nur kurz angedeutet, in der Studie selbst aber eingehend gewürdigt — führen denn auch die Verfasserin zur Überzeugung, daß das Bündnis nicht in erster Linie militärische oder wirtschaftliche, sondern politische Motive hatte.

Selbstverständlich spielt in diesen Zusammenhängen Graubünden eine entscheidende Rolle, nicht nur als Durchgangsland, sondern ebenso sehr als Treffpunkt der verschiedenen Einflüsse der kontinentalen Großmächte. Hier liegt denn auch ein wesentlicher Punkt, daß das Bündnis nicht zur vollen Auswirkung gelangen konnte. Graubünden hatte zwar 1603 mit Venedig eine Allianz abgeschlossen, diese aber 1612 wieder aufgegeben. Es war nicht gewillt, an der Kombination Zürich-Bern-Venedig teilzunehmen, und so fehlte Venedig die durch das Bündnis von 1615 erhoffte Sicherung der Bündnerpässe.

Diese Arbeit zeigt von neuem, wie sehr unsere Verhältnisse mit den allgemeinen verbunden waren, wie gerade das beginnende 17. Jahrhundert von den Politikern unserer Orte großes Geschick verlangte, damit auf der einen Seite die Verankerung der eigenen Bedürfnisse in den allgemeinen Zusammenhängen nicht fehlte und trotzdem das Land nicht unüberlegt in die großen Ereignisse hineingezogen wurde.

Winterthur.

Werner Ganz.

THEODOR GREYERZ, *Johann Kaspar Mörikofer (1799—1877), Schulmann, Forscher, Geschichtsschreiber*. Ein Bild aus dem Geistesleben des Thurgaus. (Beilage zum Jahresbericht der thurgauischen Kantonschule 1942/43), Frauenfeld 1943. 138 S.

Theodor Greyerz, der in den Spalten dieser Zeitschrift auf so manches bedeutende Werk hingewiesen hat und der bis heute das bekannte Oechsli'sche Lehrbuch unermüdlich betreut, führt uns in einer «gemächlichen biographischen Wanderung» das Leben eines verdienten Thurgauers vor Augen. J. K. Mörikofer, der Sohn einer Frauenfelder Handwerkersfamilie, entstammte einem heute ausgestorbenen Zweige des bekannten Geschlechtes. Der begabte Jüngling studierte in Zürich, wo er manche gute Anregung, ja die Richtung für das Leben gewann, wo er aber auch den thurgauischen Altersgenossen begegnete, die bald als Freunde, bald als Gegner seinen Weg kreuzen sollten: Benker, Bornhauser, Pupikofer. Nach der theologischen Prüfung am Karolinum war Mörikofer zuerst gegen drei Jahrzehnte in seiner Vaterstadt im Schuldienst tätig, darnach noch beinahe 20 Jahre als Pfarrer und Dekan in Gottlieben. Mörikofer erreichte nicht alle die Ziele, die er sich steckte. Das hinderte ihn nicht, an seinem Platze seine Kräfte voll zu entfalten. Er war keine Kämpfernatur, aber er hielt die Position inne, die sich ihm als die richtige und seinem Wesen gemäß erwiesen hatte: politisch war er zu den Liberal-konservativen zu rechnen, arbeitete er mit an der Thurgauer Zeitung und am Östlichen Beobachter, kirchlich stand er, ohne dogmatisch sonderlich interessiert zu sein, rechts. Gerne erführe der Leser dieses reichen Lebensberichtes, über den hier nur unzureichend referiert werden konnte, auch etwas über Mörikofers Einstellung zu den großen zeitgeschichtlichen Umwälzungen (Nationale Einigungen; Deutsch-französischer Krieg). Sollte das benutzte Material sich in dieser Hinsicht wirklich ganz spröde gezeigt haben?

Mörikofer ging indes in den täglichen Geschäften nicht unter. Bedeutend war allezeit sein geselliger Verkehr, der unmittelbare wie der briefliche. Es bildet mit einem Reiz dieser Biographie, daß wir auf allen Stadien dieses Lebensweges mit der menschlichen Umgebung des Dargestellten vertraut gemacht werden. Und neben der nach außen gerichteten Arbeit behauptete immer auch die stille Welt der Studierstube ihr Recht. Schon in Frauenfeld veröffentlichte er kleinere, zumal lokalhistorische und biographische Arbeiten. In Gottlieben reiften seine größeren Werke zur schweizerischen

Literaturgeschichte (so: Die Schweizerische Literatur im 18. Jahrhundert, Leipzig 1861, 536 S.) und zur schweizerischen Kirchengeschichte (so: Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz, Leipzig 1864, 375 S.; Ulrich Zwingli, nach den urkundlichen Quellen, Bd. 1: Leipzig 1867, 351 S., Bd. 2: Leipzig 1869, 527 S.) aus, und der Ruhestand (erst in Winterthur, später in Zürich) ließ neben kleineren Arbeiten noch die «Geschichte der evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz», Leipzig 1876, 437 S.) ans Licht treten. Wenn Mörikofer's Name heute noch einen guten Klang hat, so geht das auf diese seine Werke (vollständig verzeichnet bei Greyerz S. 123 ff.), die allerdings heute, wie das in der Natur der Dinge liegt, nicht mehr allgemein bekannt sind, zurück. Theodor Greyerz war es ein Anliegen, diesem würdigen Repräsentanten seiner Wahlheimat, dem er übrigens im einzelnen mit bemerkenswerter Objektivität gegenübersteht, ein Denkmal zu errichten, ihn vor der unverdienten Vergessenheit — bei Feller (Schweiz. Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert) ist Mörikofer überhaupt nicht erwähnt — zu bewahren. Eingehend bespricht er deshalb auch Mörikofer's literarische Hervorbringungen, ihnen so gewissenhaft nachgehend, wie es der Lehrer den Aufsätzen seiner Schüler gegenüber besorgt. Dem kritischen Leser mag es scheinen, es wäre von Vorteil gewesen, wenn bei dieser Werk-Würdigung durchgehend — denn völlig fremd ist dieser Gesichtspunkt naturgemäß Greyerz nicht — schärfer zwischen dem wissenschaftlichen Wert, den die Bücher für ihre Zeit hatten und der ihnen somit in wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht zukommt, und demjenigen, der ihnen bis zum heutigen Tage geblieben ist, unterschieden worden wäre. Und doch wird er einräumen, daß es einmal auch sinnvoll sein kann, wenn alte Bücher fast wie Neuerscheinungen rezensiert werden, und er wird vielleicht wie der Unterzeichnete sich durch den Verfasser veranlassen lassen, in die Bibliothek zu gehen, um sich an Hand der verstaubten Bände selbst ein Bild von dem in der Tat imponierenden Lebenswerke des bescheidenen Mannes zu machen und den einen oder anderen Band zur beschaulichen Lektüre zurückzubehalten. Greift er dabei zu der «Geschichte der evangelischen Flüchtlinge», so dürfte er auf dasjenige Werk gestoßen sein, dessen sachlicher Wert sich nach 70 Jahren gleich geblieben ist, und dessen Lektüre sich also nicht nur aus persönlichen oder aus wissenschaftsgeschichtlichen Gründen lohnt.

Theodor Greyerz hat aber darüber hinaus noch mehr getan. Er hat einen wichtigen Beitrag zur Quellenkunde des 19. Jahrhunderts geleistet, ein Gebiet, das ja bisher nur beiläufig da und dort Förderung erfährt. Greyerz hat für sein Buch nicht nur ein großes Briefmaterial auf der Zürcher Zentralbibliothek und anderswo verarbeitet (Briefe Mörikofer's finden sich übrigens auch im Nachlaß von K. R. Hagenbach, sowie in dem auf dem Basler Staatsarchiv verwahrten Privatarhiv W. Wackernagel), er hat es durch genaue Nachweise auch zugänglich gemacht, hat Hinweise gegeben, wo sich Editionen (vielleicht schenkt er uns selbst noch eine!) lohnen dürften, gezeigt, wo der Briefwechsel auch zu anderen Zwecken mit Nutzen

herangezogen würde. In dieser Hinsicht sind ihm die Leser dieser Zeitschrift zu besonderem Danke verpflichtet.

Glarus.

Eduard Vischer.

Eingänge von Büchern zur Besprechung

(bis 15. Januar 1946)

Livres reçus pour comptes rendus

(jusqu'au 15 janvier 1946)

- Aktensammlung* zur Geschichte der Basler Reformation in den Jahren 1519 bis Anfang 1534. Im Auftrage der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel hg. von Paul Roth. V. Band, Oktober 1530 bis Ende 1531. 687 S. Basel 1945, Verlag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft. — Universitätsbibliothek Basel.
- Ammann, Hektor*: Heimatgeschichte und Wirtschaft des Bezirkes Aarau. 144 S. 1945, Verlag H. A. Bosch, Zürich.
- Ammon, Alfred*: Simonde de Sismondi als Nationalökonom. Darstellung seiner Lehren mit einer Einführung und Erläuterungen. 1. Band: Fortbildung der klassischen Doktrin, Individualismus und Liberalismus. 516 S. Bern 1945, A. Francke AG.
- Aubigné, Théodore-Agrippa d'*: Pages inédites. Transcrites des originaux par Pierre-Paul Plan. 294 p. Genève 1945, Société d'Histoire et d'archéologie. A. Jullien dépositaire.
- Barbey, Frédéric*: Un homme d'Etat suisse, Gustave Ador. 1845—1928. 258 p. Genève 1945, Edition J.-H. Jeheber S.A.
- Bath, Bernard Hendrik*: Mensch en Land in de Middeleeuwen. Bijdrage tot een geschiedenis der nederzettingen in Oostelijk Nederland. Band 1: Mensch en gemeenschap. 313 S. Band 2: Mensch en omgeving. 307 S. Assen 1945, Van Gorcum & Comp. N.V.
- Bersu, Gerhard*: Das Wittnauer Horn im Kanton Aargau. Seine ur- und frühgeschichtlichen Befestigungsanlagen. Mit 134 Abbildungen auf 42 Tafeln und 4 zweifarbigen Beilagen. 118 S. Basel 1945, Birkhäuser & Cie.
- Bodmer, Walter*: Der Einfluß der Refugianteneinwanderung von 1550—1700 auf die schweizerische Wirtschaft. Ein Beitrag zur Geschichte des Frühkapitalismus und der Textilindustrie. 151 S. Zürich 1946, A. G. Gebr. Leemann & Co. (Beihefte zur Zeitschrift für Schweizerische Geschichte, Nr. 3.)
- Bodmer, Walter*: Immigration et colonisation suisses en Amérique du Sud. 40 S. Basel 1945, Verlag für Recht und Gesellschaft AG.
- Burckhardt, Paul*: Das Tagebuch des Johannes Gast. Ein Beitrag zur Schweiz. Reformationsgeschichte. 477 S. Basel 1945, Benno Schwabe & Co.
- Chapuisat, Edouard*: La Suisse et la révolution française. Episodes. 287 p. Genève-Annemasse 1945, Editions du Mont-Blanc.
- Commonwealth Imperial*. Lord Elton author of St. George or the Dragon. 544 S. London 1945, Collins.
- Creston, Dormer*: In search of two characters. Some intimate aspects of Napoleon and his son. 402 S. London 1945, Macmillan & Co.
- Fatio, Guillaume*: Bellevue — Commune genevoise. Ouvrage illustré de 49 planches hors texte. 236 p. Genève 1945, Mairie de Bellevue.